

WOLFGANG EMMERICH

## Literatur oder Leben? Das gemeinsame Interesse an der DDR-Literatur und seine Grenzen

Autor artykułu składa relację ze swoich spotkań z literaturoznawcami NRD. Spotkania te sięgają wczesnych lat 70-tych, a ich częstotliwość wzrosła w ostatnim dziesięcioleciu istnienia NRD. Na doświadczenia autora miał wpływ fakt, iż sam jako nieletni zbiegł z NRD, ale następnie, już jako obywatel Niemiec Zachodnich, sympatyzował z „Ruchem 68“, a głównym przedmiotem jego zainteresowań badawczych stała się literatura NRD. Okres przełomu uwidocznił znaczące różnice pomiędzy literaturami podzielonych Niemiec: to, czego dotyczyła literatura NRD, miało dla wschodnioniemieckich autorów i kolegów znaczenie egzystencjalne, związane było z **ich rzeczywistym życiem**. Dla germanistów zachodnioniemieckich była to ostatecznie „tylko” **literatura**.

Der Autor berichtet von seinen Begegnungen, die bis in die frühen 70er Jahre zurückreichen und gehäuft im letzten Jahrzehnt des DDR-Staates stattfanden. Seine Erfahrungen sind davon geprägt, dass er selbst, als Jugendlicher, einmal ein sog. „Republikflüchtling“ gewesen war, aber später, als Westdeutscher, mit der 68er-Bewegung sympathisierte und sein Forschungsinteresse insbesondere der Literatur der DDR galt. In der Wendezeit offenbarte sich ein signifikanter Unterschied: Was die DDR-Literatur verhandelte, war für die ostdeutschen Autoren und Kollegen existentiell bedeutsam, **ihr gelebtes Leben**. Für die westdeutschen Germanisten war es am Ende „nur“ **Literatur**.

The author of the article gives an account of his encounters with literature specialists from East Germany. Those encounters go back to the early 1970s and their frequency increased in the last decade of the existence of the GDR. The fact that the author himself, as a teenager, escaped from East Germany had an influence upon his experience, although later, already as a citizen of West Germany he sympathized with the movement of 1968, and the main object of his scholarly interest became the literature of the GDR. In the period of the breakthrough, conspicuous differences between the

literatures of divided Germany became visible: the subject matter of the East German literature had an existential meaning for East German authors and colleagues; it was related to **their real life**. For the Germanists of the FRD it was nevertheless ‚just‘ **literature**.

## I

„Dialog der Germanisten in Zeiten der Teilung“: Das ist natürlich ein gewaltiges Thema mit mehreren Dimensionen. Und was bei einer solchen Erörterung am Ende herauskommt, wird von vielen Faktoren abhängen: vom Lebensalter und der Generationszugehörigkeit des Schreibenden, von seiner Herkunft, seiner Sozialisation, dem Lebensort – und noch manchem anderen, aus dem die Identität eines Erwachsenen sich gebildet hat; auch davon, wie der oder die Betreffende sich heute, fast 20 Jahre nach der Wende und dem Untergang der DDR, zu seinen Überzeugungen (Vorurteilen?) von damals stellt; und davon, mit welchen Themen man sich als Forschender und Lehrender in den Jahren (Jahrzehnten) bis 1989/90 vorzugsweise beschäftigte; schließlich: welchen Kollegen und Institutionen man – absichtlich oder zufällig – begegnete. Was entwickelte sich auf der kollegialen Ebene einerseits, auf der menschlichen Ebene andererseits aus solchen Begegnungen? – Eine heikle Frage ist generell, **wie** man über das Thema sprechen soll: vielleicht, da doch alles Schreckliche nun weit zurückliegt, einfach drauflos erzählen, in Anekdotenform, mit Bonhomie und Schulterklopfen? Als über eine kaum gestörte Idylle, im Ton von „those were the days, my friends, we thought they never end“? In der Tat dachten das ja die meisten von uns, auf beiden Seiten. Aber ‚diese Tage‘ endeten eben doch, Gott sei Dank. Und mir scheint es besser, der Sache angemessen, nicht allzu heiter und leger, sondern mit einigem Ernst über das Gewesene zu sprechen.

Für mich selbst muss ich drei, vier Sachverhalte vorab nennen, die, so scheint mir noch heute, meine Begegnungen und Dialoge mit DDR-Kollegen (manches Misslingen inbegriffen) stark beeinflusst haben. Ja, ich sehe sie sogar als jederzeit wirksame Prämissen. Da ist zum einen meine **Herkunft aus Ostdeutschland** und die Tatsache, dass ich bis zu meinem 17. Lebensjahr in der DDR gelebt habe. Im Sommer 1958 musste ich „wegen feindlichem Verhalten gegenüber dem Arbeiter- und Bauernstaat“ die Oberschule verlassen und siedelte mit meiner Familie in die Bundesrepublik über. Der hier schreibt, ist also kein lupenreiner Wessi (aber auch kein Ossi), sondern ein Doppeldeutscher, dem das teilweise Fiktive und Hybride von Identitätsbildung im Spannungsfeld von Ost und West frühzeitig zur Erfahrung wurde, und der, so

könnte man sagen, manche dieser viel beschworenen „Begegnungen und Dialoge“ im Lauf der Jahrzehnte bereits in sich selbst ausgetragen hat. Der zweite Sachverhalt mit dem Charakter einer stets präsenten Prämisse ist meine **Generationszugehörigkeit**. 1941 geboren, bin ich fraglos Teil jener Alterskohorte, aus der die 68er gekommen sind. Besser gesagt: Ich bin selbst einer, auch wenn ich nie dem SDS oder einem seiner Nachfolgebünde angehörte und mich hier wahrlich nicht nachträglich zu einer führenden Gestalt stilisieren möchte, wie es Unsitte geworden ist. Aber schon die Wahl des Themas meiner Staatsexamensarbeit 1965 und hernach meiner Dissertation, die im Juni 1968 abgeschlossen war, zeigt meine Zugehörigkeit zur radikal kritischen Studentenbewegung. Dieser zweiten Prämisse eng verbunden ist die dritte: meine Offenheit, ja, ziemlich frühe **Neigung zu linken (neomarxistischen) sozialtheoretischen und geschichtsphilosophischen Entwürfen** – und dies, obwohl ich die DDR als Flüchtling (und offiziell als ‚Klassenfeind‘ taxiert) verlassen hatte. Das wiederum führte mich zu einem anhaltenden, wenngleich überwiegend scharf kritischen Interesse an dem Staat, den ich hinter mir gelassen hatte: Immerhin war es ein Staat, der ‚eine Art‘ Sozialismus aufbaute, auch wenn er das nur selten auf menschenfreundliche Weise tat, wie ich selbst und meine Familienangehörigen zur Genüge erfahren hatten. Die vierte Prämisse, die wiederum auf die Prämissen eins, zwei und drei zurückgeht, ist meine **eingehende Beschäftigung mit der Literatur der DDR**, die allerdings erst viel später einsetzte, als gemeinhin angenommen wird, nämlich 1977/78. Erst seit diesen Jahren hielt ich mich (wieder) häufiger in der DDR auf (zumeist in Ost-Berlin) und knüpfte vor allem Kontakte zu Autorinnen und Autoren, die zum Teil auch Begegnungen mit DDR-Literaturwissenschaftlern auslösten. Und weil mein Forschungsschwerpunkt im letzten Jahrzehnt der DDR eindeutig die Literatur dieses Landes war, ist im Folgenden auch ganz überwiegend von Begegnungen mit Kollegen von dort die Rede, kaum hingegen von Kollegen aus den anderen Ländern des Ostblocks.

## II

Doch das war nicht der Anfang. Am Beginn standen Äußerungen von DDR-Volkskundlern zu meiner Tübinger Dissertation *Germanistische Volkstums-ideologie. Genese und Kritik der Volksforschung im Dritten Reich*, die im Spätsommer 1968 als Buch herauskam und bei einigen Ordinarien in der Bundesrepublik und Österreich heftige Reaktionen auslöste. Mein Versuch

einer kritischen Ideologie- und Wissenschaftsgeschichte der Deutschen Volkskunde, der bis ins 18. Jhd. zurückging, wurde als überhebliche Äußerung eines allzu jungen Mannes (ich war 27 Jahre alt) verurteilt, dem ‚so etwas‘ nicht zustünde, weil er ja ‚nicht dabei gewesen‘ sei (womit die NS-Herrschaft gemeint war). Meine Dissertation galt diesen Leuten als Nestbeschmutzung, und ich kann auch heute noch nur meinen absolut loyalen Doktorvater Hermann Bausinger bewundern, der seine schmalen Schultern hinhielt und mich gegen derlei Angriffe liebenswürdig in Schutz nahm. Schließlich hatte er meine Dissertation auch angeregt durch seine erste kritische Bestandsaufnahme der NS-Volkskunde unter dem Titel *Volksideologie und Volksforschung*, die Bestandteil der rühmlichen Tübinger Ringvorlesung „Deutsches Geistesleben und Nationalsozialismus“ von 1964/65 gewesen war. Nachdem der DDR-Volkskundler Hermann Strohbach sich meiner Dissertation in einer unglaublich ausführlichen Rezension angenommen hatte und vieles zu monieren fand (mein Marxismus war eben nicht der richtige), nahm, für mich völlig überraschend, der DDR-Volkskundler Professor Wolfgang Jacobeit wenig später brieflichen Kontakt mit mir auf, und zwar in überaus freundlicher Weise. Natürlich war ich um 1968/70 herum nicht der einzige junge Germanist und Volkskundler, der ideologiekritisch resp. marxistisch argumentierte, sich der Wissenschaftsgeschichte kritisch annahm und auch Blicke über den Eisernen Vorhang wagte, um vielleicht von dort thematische, theoretische und methodologische Anregungen zu erhalten. Und Wolfgang Jacobeit, der, 1921 geboren, 1956 von Göttingen nach Ost-Berlin gegangen war, nie SED-Mitglied wurde und später den Lehrstuhl für Ethnographie an der Humboldt-Universität innehatte, war so einer (neben Jürgen Kuczynski und Wolfgang Steinitz), der durch sein Buch *Bäuerliche Arbeit und Wirtschaft* von 1965 (notabene: ein wissenschaftsgeschichtliches Werk!) anregende Impulse gegeben hatte. Aus dieser Korrespondenz folgte später auch eine persönliche Bekanntschaft, die beiderseits von Sympathie getragen war und auch nach der Wende noch eine Fortsetzung fand.

Nun ist freilich kein Volkskundler aus mir geworden, sondern ein Kultur- und Literaturwissenschaftler – zum einen, weil ich kein Volkskundler werden wollte, und zum anderen, weil das Fach dem Novizen insgesamt einen äußerst unfreundlichen Empfang bereitet hatte. So fanden auch die keimhaften Kontakte zur DDR-Volkskunde keine ernsthafte Fortsetzung. Doch da ich mich, nach zwei Jahren als Assistant Professor of German in den USA von 1968-70, nun wieder in der Bundesrepublik (zuerst wieder Tübingen, dann Bremen) in der ersten Hälfte der 70er Jahre der Geschichte der Arbeiterliteratur zuwandte, lagen hier Kontakte zu DDR-Kollegen nahe. Mein neuer For-

schungsgegenstand, die Arbeiterautobiographie in ihrer ganzen zeitlichen Erstreckung (1974/75 erschien die zweibändige Anthologie *Proletarische Lebensläufe* bei Rowohlt), brachte mich mit Ursula Münchow zusammen, die eine erste kleine Monographie zur Hochzeit der Arbeiterautobiographie zwischen 1880 und 1914 vorgelegt hatte. Es waren freundliche, respektvolle Begegnungen, deren Grenzen allerdings rasch deutlich wurden: der Generationsunterschied zum einen, die Einstellung zum Staat DDR zum anderen. Auch meine Begegnungen mit Alfred Klein, dem Leiter der Akademie-Forschungsstelle zur Geschichte der sozialistischen Literatur in der Leipziger Uferstraße (er war einst Assistent von Hans Mayer gewesen), hatten, bei Lichte besehen, illusionären Charakter, und zwar beiderseits. Sie lagen in der Mitte der 70er Jahre, als ich mich, selbst bildungsbürgerlicher Herkunft und Prägung, stark projektiv, im Sinne einer „Wunschautobiographie“ (mit Peter Weiss zu sprechen), auf die Textzeugen der Arbeiterschaft bezog und auch noch an den letztlichen Sieg eines „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ glaubte. Aus diesem Glauben (oder besser: Willen zum Glauben) heraus unterstellte ich gerade den autobiographischen Dokumenten von Arbeitern eine ungebrochene Authentizität, die mir heute naiv vorkommt. Anders gesagt: Ich verkannte den Konstruktcharakter auch und gerade autobiographischer Texte. – Illusionär waren die Begegnungen der Leipziger Kollegen um Alfred Klein mit mir aber auch ihrerseits, weil sie damals wohl hofften, mich auf ihre Sicht der Geschichte der Arbeiter- und sozialistischen Literatur verpflichten zu können, und damit auch auf die DDR- resp. DKP-Linie. Das konnte, bei allen meinen sozialistischen Träumereien, nicht gelingen, und so endete die Bekanntschaft mit Klein auch im Frühjahr 1977 endgültig, als er mir und meinen Freunden in unserer Bremer Wohnung in rüder Form erklärte, dass Wolf Biermann nichts als eine „Fratze des US-Imperialismus“ sei. Meine souveräne Frau bat Klein und seinen Adlatus, sich doch nun besser ins Hotel zu begeben.

### III

Im Januar 1978 erhielt Christa Wolf für ihr Buch *Kindheitsmuster* den Bremer Literaturpreis. Ich wurde von den Jurykollegen gebeten, die Laudatio zu halten, was ich gern tat, da ich den Roman sehr schätzenswert fand. Eigentlich ist es dieser Anlass gewesen, der – über eine nähere Bekanntschaft mit Christa und Gerhard Wolf, dem Luchterhand-Verleger Hans Altenhain und der Lektorin Ingrid Krüger – zu meiner intensiven und zwei Jahrzehnte

anhaltenden Beschäftigung mit der DDR-Literatur führte. Denn die beiden sympathischen Leute von Luchterhand, denen meine Laudatio gefallen hatte, machten mir das Angebot, eine Geschichte der DDR-Literatur für ihren Verlag zu schreiben. Ungefähr zur gleichen Zeit nahm das Projekt einer „Deutschen Literaturgeschichte in einem Band“ bei Metzler Gestalt an, und ich erklärte mich bereit, dafür ein ausführliches Kapitel über die DDR-Literatur zu schreiben. So trat die Exilliteratur, die mein Hauptforschungsgebiet geworden war, eher zurück zugunsten der DDR-Literatur. Im Lauf des Jahres 1978 wurde mir klar, worauf ich mich da eingelassen hatte: auf einen Reisberg nicht endender Lektüren, vieles hochinteressant und vieles äußerst schwer verdaulich. Ich las und las und las – und ich lernte, in manchen Fällen durch die freundliche Vermittlung von Gerhard Wolf, der an der Universität Bremen ein Semester lang Vorlesungen zur DDR-Lyrik hielt und einige ihrer besten Vertreter vorstellte, immer mehr interessante DDR-Autoren kennen: Erich Arendt, Stephan Hermlin, Franz Fühmann, Heiner Müller, Volker Braun, Sarah und Rainer Kirsch, Jurek Becker, Heinz Czechowski, Richard Leising; später auch Stefan Heym, Erich Loest, Günter de Bruyn, Irmtraud Morgner, Christoph Hein, Adolf Endler, Fritz Rudolf Fries, Klaus Schlesinger, Joachim Walther, Hans-Joachim Schädlich, Wolfgang Hilbig, Uwe Kolbe, Katja Lange-Müller, Angela Krauss – und, natürlich, Wolf Biermann und Jürgen Fuchs, mit dem mich in den Jahren bis zur Wende eine freundschaftliche Beziehung verband (wie auch mit vier, fünf anderen der Genannten). Natürlich war die intensive Einlassung auf die DDR-Literatur auch eine Rückkehr zu meinen Ursprüngen, anders gesagt: eine Anamnese meines eigenen Gewordenseins in der DDR und gegen sie. Und es lag nahe, dass auch die ‚bessere‘ DDR-Literatur zu einer Projektionsfläche meiner politischen Wünsche wurde. Dazu habe ich mich in der Einleitung der letzten Ausgabe meiner *Kleinen Literaturgeschichte der DDR* von 1996 ausführlich geäußert. Jedenfalls entspann sich über mehr als ein Jahrzehnt, zwischen 1978 und 1989, ein lebendiger Austausch mit DDR-Schriftstellern und -Intellektuellen, der nach und nach auch einige Literaturwissenschaftler einbegriff.

Zwei institutionelle Treffpunkte sind hier vor allem zu nennen: Zum einen die seit 1978 jährlichen Tagungen, die der „Internationale Arbeitskreis für Literatur und Germanistik in der DDR“ (lange unter der umsichtigen Leitung von Paul Gerhard Klussmann und Heinrich Mohr) in Bad Godesberg abhielt (in den besseren Jahren waren es sogar zwei Tagungen pro Jahr), und zum anderen die Deutschlehrerfortbildungen am Pädagogischen Zentrum in Berlin (West), die Heinz Blumensath regelmäßig zu Themen der DDR-Literatur

ausrichtete und auf denen ich häufig sprechen, moderieren und diskutieren konnte. An beide Orte kamen Autoren und Germanistik-Kollegen aus der DDR – natürlich nicht alle, die man gern zu Gast gehabt hätte, aber es waren doch im Lauf der 80er Jahre nicht wenige Kollegen, die den begehrten Status von ‚Reisekadern‘ erhielten. Ich denke, dass vor allem die erstgenannte Einrichtung erhebliche historische Verdienste um den Dialog zwischen ost- und westdeutschen Literaturwissenschaftlern – vermehrt um die enge Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen aus halb Europa, West und Ost, und gelegentlich den USA – hat und ihr in diesem Sinne ein Platz in der Wissenschaftsgeschichte zukommt. Auch im ersten Nachwendejahrzehnt war der Arbeitskreis noch wichtig; Mitte der 90er erfolgte die sinnvolle Umbenennung in „Internationaler Arbeitskreis für Literatur und Politik in Deutschland“.

Aber am Ende sind es einzelne Menschen, die wissenschaftliche Kontakte bis hin zu gemeinsamen Forschungsprojekten gedeihen lassen (oder auch nicht). Für mich wurde eine Begegnung besonders wichtig, die ich meinem amerikanischen Freund und Kollegen David Bathrick (zuletzt Professor an der Cornell University in Ithaca/New York) zu verdanken hatte, nämlich die mit Frank Hörnigk, Dozent und später Professor an der Humboldt-Universität, und Therese Hörnigk, die am Zentralinstitut für Literaturgeschichte an der Akademie der Wissenschaften arbeitete und deren Hauptinteresse Christa Wolf galt. Die ersten Begegnungen gab es (nach meinen alten Kalendern) im Sommer 1983, und bald wurden ‚die Hörnigks‘ für mich zur wichtigsten Anlaufstelle in Ost-Berlin bei meinen mindestens halbjährlichen Autoren- und Theaterbesuchen: zwei ausgesprochen gastfreundliche, herzliche, menschlich und politisch engagierte Kollegen, deren Wohnung ich so manches Mal gegen 23.40 Uhr im Eiltempo verließ, um nur ja noch rechtzeitig nach West-Berlin zurückzukommen (dem strengen DDR-Reglement entsprechend). Zu Frank Hörnigk sagte ich irgendwann in den Jahren vor der Wende einmal im Scherz (aber eben doch nicht nur): „Du bist der Gorbatschow der DDR-Germanistik!“ – und ich glaube tatsächlich, dass er von seinem Habitus, seiner Dynamik, seiner im Kern nicht klein zu kriegenden sozialistischen Hoffnungssucht etwas mit diesem Mann gemeinsam hat. Auch auf Konferenzen trafen wir uns: in Paris 1985, in Pisa 1987 (jene legendäre Konferenz zur DDR-Literatur, die Anna Chiarloni, Gemma Sartori und Fabrizio Cambi ausgerichtet hatten), in Washington D.C. 1988 und einige Male bei besagten Tagungen in Bad Godesberg. Durch Hörnigks lernte ich andere interessante Kolleginnen und Kollegen kennen, die Ost-Berliner Experten für die Literatur des eigenen Landes gewissermaßen: Silvia und Dieter Schlenstedt, Eva

und Hans Kaufmann, Ursula Heukenkamp, Karin Hirdina, Inge Münz-Koennen und noch einige andere. Mehrere von ihnen begegneten mir mit einer merkwürdigen Mischung aus Neugier, Respekt, Misstrauen und verdeckter Empörung – nach dem unausgesprochenen Motto: Was erlaubt dieser Westdeutsche sich eigentlich, sich zur DDR-Literatur zu äußern? Schließlich ist das **unsere** DDR, also auch ausschließlich **unser** Thema! Dass ich bis zu meinem 17. Lebensjahr in der DDR aufgewachsen war, machte die Sache natürlich auch nicht besser. Schließlich war ich ja Republikflüchtling. Wohlbemerkt: So etwas wurde nicht ausgesprochen. Aber ich meinte es zu spüren. Ich glaube, manche haben mir bis heute nicht verziehen, dass das häufig sogenannte „Standardwerk“ zur DDR-Literatur, das sich jetzt schon über 25 Jahre gehalten hat, nicht aus ihren Reihen gekommen ist. Dabei muss man die Merkwürdigkeit erwähnen, dass es die *Kleine Literaturgeschichte der DDR* im ‚Ländchen‘ offiziell ja gar nicht gab. Als der damalige Bücher- und Zensurminister der DDR, Klaus Höpcke, bei einem öffentlichen Auftritt an der Bremer Universität im Jahre 1988 (nicht von mir eingeladen) gefragt wurde, warum das Buch in der DDR nicht verbreitet werden dürfe, sagte der Minister, dass ein Exemplar (nämlich das der Deutschen Bibliothek in Leipzig) für die Bedürfnisse der DDR-Bevölkerung ausreiche (lautes Buhen im Saal).

Die Begegnungen mit DDR-Kollegen 1987-89 fanden schon deutlich in einer spannungsgeladenen, regelrecht knisternden Atmosphäre statt, die man aber damals nicht so recht zu deuten wusste. Man ahnte von Monat zu Monat mehr, dass es **so** nicht weitergehen könne mit der DDR, mit dem Osten insgesamt, aber man hatte keine Vorstellung davon, wie es denn **anders** weitergehen sollte. Das spürte man z.B. schon auf einer Konferenz im November 1988 in Bremen zum Thema „Literarisches Erbe zwischen Tradition und Avantgarde“, bei der ich viele neue DDR-Kollegen kennenlernte, unter ihnen Bernd Leistner, mit dem ich zwanzig Jahre später, im April des Jahres 2008, das Buch *Literarisches Chemnitz. Tendenzen – Autoren – Profile* herausgab (er als Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Chemnitzer Technischen Universität von 1992 bis 2004, ich als der gebürtige Chemnitzer und Spezialist für DDR-Literatur). Diese Spannung spürte man zumal im Sommer 1989, als ich die einmalige Möglichkeit erhielt, an zwei Universitäten der DDR Vorträge über die neuere und neueste Literatur des Landes zu halten: an der Humboldt-Universität (auf Einladung von Frank Hörnigk) und an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena (auf Einladung des Fühmann-Spezialisten Hans Richter). Beide Male ging es um das Thema „Gleichzeitigkeit. Vormoderne, Moderne und Postmoderne in der Literatur

der DDR“, in Berlin vor vielleicht 200 Studierenden, in Jena in einem kleineren Kreis Fortgeschrittener. Jahre später teilte mir Ines Geipel, die damals unter den Jenenser Doktoranden saß, mit, dass mein Vortrag noch zu brav gewesen sei. Nun ja, Hans Richter war immerhin schockiert davon. Er fragte mich danach, unter vier Augen: „Glauben Sie wirklich, dass die DDR nicht mehr reformierbar ist?“

Weitere Möglichkeiten, DDR- resp. osteuropäische Kollegen kennenzulernen, sollen wenigstens erwähnt werden. Da gab es zum einen die Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen, die der Zeithistoriker Wolfgang Eichwede kundig leitete und an der ich so großartige Literaturwissenschaftler und Intellektuelle wie Efim Etkind und Lew Kopelew traf und ihnen auch nahe kam, weil sie sich jeweils über längere Zeit in Bremen aufhielten. Zum anderen unterhielt die Stadt Bremen u. a. Partnerschaften mit Gdańsk, Bratislava und Rostock – und die Universitäten schlossen sich dem an. So war ich zweimal in Danzig zu Gast; das erste Mal Anfang Dezember 1981 bei dem Literaturwissenschaftler Dr. Jan Watrak – gerade als der aufregende Solidarność-Kongress in der Stadt tagte, an dessen Ende das Kriegsrecht über Polen verhängt wurde (wir, die Bremer Gäste, flogen gerade nach Hamburg zurück). Bereits im Oktober 1987 war ich in Bratislava, wo enge menschliche und wissenschaftliche Kontakte vor allem zu der Literaturwissenschaftlerin Dr. Dagmar Košťálová entstanden, die bis heute andauern. Für Mitte Oktober 1989 hatten mich nicht nur die Danziger Kollegen erneut eingeladen, sondern auch Prof. Hubert Orłowski aus Poznań, den ich seit Jahren von Tagungen und Besuchen in Bremen gut zu kennen meinte. Der Tag in Poznań (der 17. Oktober, der Tag des Honecker-Sturzes) war dann mehr als merkwürdig. Hubert Orłowski schien sich über die Umbrüche in Osteuropa, in Polen zumal, nicht nur zu freuen, und ich reiste irritiert und ratlos nach Gdańsk weiter, wo sich mein diesmaliger Gastgeber, der Filmhistoriker Bogusław Drewniak, umso mehr zu freuen schien. Mit großer Spannung schauten wir uns die ARD-Nachrichten des Abends an, die er via Satellit empfing.

Die Germanisten der Universität Rostock hingegen waren an einer wie auch immer gearteten Zusammenarbeit mit den Bremer Kollegen bis zur Wende eindeutig nicht interessiert. In Pisa hatte ich 1987 Joseph Pischel, den dortigen professoralen Experten für DDR-Literatur, kennengelernt, aber er war bei freundlichen Annäherungsversuchen meinerseits ausgesprochen einsilbig, ja abwehrend geblieben. Das änderte sich nach der Wende beträchtlich. Damit komme ich tatsächlich noch kurz auf meine Nach-Wende-Erfahrungen zu

Wolfgang Emmerich

sprechen, die m.E. bei unserem Generalthema „Dialog der Germanisten in Zeiten der Teilung“ nicht ausgespart werden sollten. Schließlich entstand in den Jahren nach 1989/90 keineswegs eine ‚ungeteilte‘, gesamtdeutsche Germanistik.

#### IV

In den Jahren 1990/91 war ich, im Rahmen der Partnerschaft der Universitäten Bremen und Rostock nun durchaus erwünscht, oft in Rostock: zu Tagungen, zu Gesprächen und Beratungen, zu Promotionscolloquien, schließlich als Mitglied zweier ost-westdeutsch gemischter Berufungskommissionen für Neuere deutsche Literaturwissenschaft, die – so meine persönliche Wahrnehmung – kollegial und fair arbeiteten. Dabei lernte ich insbesondere Dr. Jürgen Staszak und Joseph Pischel näher kennen. Der Erstgenannte, ein ausgesprochen kluger, theoriekundiger Mann, war nur mit Mühe auf einer Universitätsstelle zu halten (ich konnte daran dann schon keinen Anteil mehr nehmen), der andere durchlebte eine äußerst schwierige Zeit, bis er wenige Jahre nach der Wende an Krebs starb: nach meiner Wahrnehmung ein wohlmeinender, aber doch allzu lange Zeit dogmatischer Mann, den der Untergang der DDR in eine tiefe Krise stürzte – eine Glaubenskrise von Gaden. Uns verband, so fanden wir heraus, dass sein Lehrer und Förderer Walter Epping war – ein nie promovierter oder habilitierter, ehemals sozialdemokratischer Oberstudiendirektor aus meiner Heimatstadt Chemnitz, mit dem unsere Familie über Jahrzehnte eng befreundet war, bis er 1951 an die Universität Rostock berufen wurde, diese Mission schweren Herzens annahm und fortan mit dem Ruf leben musste, ein unqualifizierter Professor von Gnaden der SED zu sein (so hat es z.B. Hildegard Emmel gesehen). Joseph Pischel führte seine Auseinandersetzung mit sich und seinem jahrzehntelangen gläubigen Dogmatismus über immer wieder neue Lektüren von Peter Weiss' *Ästhetik des Widerstands*, denn ein Sozialist wollte er allemal bleiben, wenn auch jetzt ein (selbst-)kritischer. Doch seine Ernüchterung, seine Erschütterung, auch seine bleibende Abwehr gegenüber den neuen Tendenzen aus dem Westen durchdrangen ihn zu tief, so dass er – so meine Vermutung – seiner schweren Erkrankung keinen Widerstand entgegensetzen konnte. Diesen Prozess fand und finde ich aller Ehren wert – oder anders gesagt: Ich hätte mich gefreut, wenn mehr meiner Kolleginnen und Kollegen aus dem Osten wie aus dem Westen (ich meine die in Bremen nicht so sel-

tene Spezies der DKP-Anhänger) sich ähnlich skrupulös mit ihrer Vergangenheit auseinandergesetzt hätten.

In den Jahren 1990-93 bildeten sich Entfremdungen zwischen einigen meiner ostdeutschen Kollegen (auch Autoren wie z.B. den Wolfs oder Volker Braun) und mir heraus, die ich nur schrittweise verstehen lernte. Gut, da gab es große inhaltliche Differenzen darüber, was Sozialismus sein könne. Überdies existierten – ein oft unterschätzter Aspekt – unterschiedliche Meinungen darüber, was denn die eigentliche Signifikanz von ‚Faschismus‘ / NS-Herrschaft ausmache, pointierter gesagt: über die besondere Bedeutung des Holocaust: Wo wir westdeutschen Linken (und nicht nur die Linken) den Massenmord an den Juden, ‚Auschwitz‘ als „Geschichtszeichen“ im Sinne Immanuel Kants setzten, da stand für DDR-Bürger alternativ das geklitterte Geschichtszeichen ‚Buchenwald‘, tendenziell gegen ‚Auschwitz‘. Man hielt – noch der Intellektuellen-Aufruf „Für unser Land“ vom November 1989 zeugt davon – das Ländchen DDR nach wie vor für die gelebte Bastion des Antifaschismus, die man unter allen Umständen erhalten wollte. Da meinten wir jüngeren Westdeutschen übereinstimmend, dass die uns nahestehenden ostdeutschen Kollegen die von den Herrschenden verhängten Deformationen wohl doch nicht schadlos überstanden hätten.

Arroganz? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Der entscheidende Unterschied war, dass westdeutsche, politisch links orientierte Kollegen wie ich sich nur partiell und spielerisch mit den in der DDR-Literatur verhandelten Problemen identifiziert hatten (das war unser Privileg), teilweise auch mit ihren Autoren – aber nie bis ins Innerste unserer Existenz hinein. Was die DDR-Literatur verhandelte, war für die ostdeutschen Autoren und Kollegen **gelebtes Leben** – für uns war es ‚nur‘ **Literatur**. Die große Differenz wurde in dem historischen Augenblick erkennbar, in dem die „Furie des Verschwindens“ umging und das bisher Ersehnte/Gehoffte/Geglaubte zur Fata Morgana wurde: kein Sozialismus, nirgends. Für die meisten von uns Westdeutschen (zu denen ich mich nun doch schon Jahrzehnte zählte) war die staatliche Vereinigung von Ost- und Westdeutschland, wie ernüchternd im Einzelnen auch immer, ein Anlass zur Freude. Viele der ostdeutschen Kollegen (wie Autoren) gerieten dagegen in einen **Furor melancholicus**, nachdem das Objekt der Begierde namens Sozialismus resp. DDR so mir nichts, dir nichts verschwunden war – ein nur schwer zu ertragender Zustand, den ich schon 1990/91 zu beschreiben

versucht habe.<sup>1</sup> Volker Braun hat aus diesem Stoff, dieser Erfahrung einen Text von weltliterarischer Bedeutung erschaffen: das Gedicht *Das Eigentum*.

Ein Letztes erwähne ich, das mich beschwert hat und noch heute gelegentlich beschweren kann. Irgendwann im Prozess des Untergangs der DDR musste man zur Kenntnis nehmen, dass einige der Menschen, mit denen man kürzer oder länger, beruflich oder privat Kontakte hatte, dem MfS als Inoffizieller Mitarbeiter (IM) oder als Gesellschaftlicher Mitarbeiter Sicherheit (GMS) zu Willen gewesen waren. Man musste lernen, dass zuweilen auch Germanisten sich auf solche Dienste eingelassen hatten, aus welchen Gründen auch immer. Das konnte natürlich auch für Kollegen gelten, die man erst nach der Wende näher kennenlernte und mit denen man eine Kooperation einging. Alle meine ‚Kontakte‘ zusammengenommen, weiß ich, dass ich, soweit verlässliche Informationen erreichbar sind, weitgehend verschont geblieben bin. Aber ‚weitgehend‘ heißt eben nicht ‚vollständig‘. Wenigstens eine bittere Pille sollte ich schlucken, und ich würge noch an ihr. Es ist das am wenigsten Erfreuliche von allem, was meine Kontakte mit DDR-Kollegen über immerhin vier Jahrzehnte angeht. Es gibt schlimmere Verletzungen der Menschenwürde als Täuschungen auf diesem Terrain. Eine Verletzung ist es gleichwohl. Ärgerlich. Schade. Traurig.

Was bleibt, zwanzig Jahre nach der Wende? Ich komme nicht umhin, ein allseits wachsendes Desinteresse zu konstatieren. Kontakte sind nur dort stabil geblieben, wo Freundschaften entstanden sind; ansonsten dort, wo einen der gemeinsame Forschungsgegenstand verbindet: der Autor Heiner Müller, der Autor Uwe Johnson, der Autor Günter de Bruyn, der Autor Volker Braun, die Lyrik der mittleren Generation, das Moderne-Problem in der DDR, die Frage der Anwendbarkeit von Pierre Bourdieus Feldtheorie auf eine nur halbmoderne Gesellschaft, wie die DDR es war – um nur einige Beispiele zu nennen. Ich sehe die Dinge heute, wo ich selbst seit bald drei Jahren pensioniert bin und mich dem 70. Lebensjahr nähere, mit großer Nüchternheit. Ich sehe weit und breit keinen emphatischen Impuls, die beiden auseinandergedrifteten Literaturwissenschaften Ost und West zusammenzuführen. Zwanzig Jahre nach der Wende sind fast alle mir näher bekannten ostdeutschen Kollegen ebenfalls pensioniert oder bereits verstorben. ‚Die‘

---

<sup>1</sup> WOLFGANG EMMERICH (1991): *Status melancholicus. Zur Transformation der Utopie in der DDR-Literatur*. In: *Literatur in der DDR. Rückblicke*. München (=TEXT + KRITIK. Sonderband), 232-245.

*Das gemeinsame Interesse an der DDR-Literatur und seine Grenzen*

DDR-Literaturwissenschaft: die gibt es nicht mehr. Aber auch die bundesdeutsche Literaturwissenschaft meiner Generation, der sog. 68er, ist Geschichte geworden und existiert nur noch in überlebenden Individuen. Als Theorie- und Methodeneinheit? Kaum – wenn je. Manches von den ‚emanzipatorischen‘, sozial- und kulturgeschichtlich fundierten, neomarxistischen Umgangsweisen mit Literatur ist hinübergewandert in das Paradigma ‚Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft‘, auch uns einmal so wichtige Ansätze der Diskursanalyse und der Psychoanalyse, bis hin zum New Historicism, zur Systemtheorie und selbst zur Dekonstruktion, sind dort hinein integriert oder doch integrierbar. Mit ‚Dialog der Germanisten aus Ost und West‘ hat das wenig zu tun.

Willy Brandt hat am 9. November 1989 vor dem Schöneberger Rathaus in Berlin einen Satz gesprochen, der häufig verkürzt (und dadurch entstellt) zitiert wird. Er lautet in seiner authentischen Version: „Aber mit Achtung und Respekt vor dem Selbstgefühl der bisher von uns getrennten Landsleute wird es möglich sein, dass ohne entstellende Narben zusammenwächst, was zusammengehört.“ Nun, „entstellende Narben“ sind leider doch entstanden, und an Respekt hat es beiderseits manchmal gemangelt. Aber mit Behutsamkeit, Klugheit, Ehrlichkeit und last not least gutem Willen (und zwar mehr von alldem als bisher) mag auch in unserem akademischen Fach, das schon lange nicht mehr den Leitdiskurs unserer Gesellschaft formuliert, die Entwicklung trotzdem noch in diese Richtung gehen. Der Erfolg wird von jüngeren Generationen abhängen.